Nr. 3 — Leipzig, den 9. Januar — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1860)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Stille — Parteitreiben in der Kirche — Die evangelisch-lutherische Kirche in den russischen Ostseeprovinzen. 1 — Etwas über Wagnerkultus und Pessimismus — Verschiedenes: Konfessionsbestand in Preußen; Ludwig II. an Döllinger; Abbé und Freimaurer; Römischer Beitrag zur Gustav-Adolf-Feier; Mittel gegen die Militärpflicht; Petition gegen die Militärfreiheit der Theologen; Ehejubiläums-Medaille; Zur Eidesfrage; Zur Probebibel; Die Bergpredigt als Prachtwerk; Jubelfeier des lettischen Katechismus

Stille

Es sei stille vor dem Herrn alle Welt!
Habak. 2, 20

Der Morgen bricht an. Die Sonne sendet das Frührot, daß es ihr Nahen verkünde. Lautlos liegt die Schöpfung, kirchenstill der Wald, in Andacht versunken die weite Flur. Der Bach „murmelt den Morgensegen"; von den Bergen steigt Rauch empor wie von Opferaltären. Leise streicht ein Wind dahin: der tiefe Athemzug des aus heiliger Betrachtung Erwachenden — die Welt ist stille vor dem Herrn. Nun regt sich das Leben, die Thätigkeit beginnt. In den Bäumen rauscht es, die Saaten wogen, die Blumen kehren sich den ersten Sonnenstrahlen entgegen, die Vöglein zwitschern und fliegen nach Morgenbrot aus, es läuft und kriecht am Boden, es flattert in der Luft, es webt und schafft überall. Auf und in der Erde wird wieder die große Arbeit gethan, die der Arbeitsherr droben seinen Geschöpfen, einem jeden das Seine, aufgetragen, die Arbeit, welche der Forscher nie völlig ergründen, der Dichter nie ganz aussingen, der unverdorbene Sinn immer bewundern, das fromme Herz stets segnen wird. — Aus der Stille in die Arbeit!

Abend war es geworden. Die Wüste am galiläischen Meere glühte unter dem scheidenden Sonnenlichte. Scharen von Menschen zerstreuten sich nach allen Himmelsgegenden. Hungrig waren sie, satt gehen sie von dannen. Christus, der himmlische Brotherr, hat sie gespeist: ihre Seelen mit dem Himmelsmanna seines Wortes, das er von oben gebracht hat, ihre Leiber mit dem Erdenbrote, das er von unten nahm und durch seine Gotteskraft mehrte. Krank waren viele gekommen, gesund kehren sie heim: der Wundarzt in Israel hat ihnen geholfen. Der Tag hatte für ihn viel Plage und Mühe. Er brachte ihm Sorge um die Seelen, Kampf mit der Jünger Kleinglauben, des Volkes Aberglauben und Unverstand. Nun ist das Tagewerk vollbracht. Seine Jünger schickt er hinaus auf den See, er aber steigt auf einen Berg allein, daß er bete. Er ist stille vor dem Herrn. — Aus der Arbeit in die Stille.

Unser Geschlecht genießt den Ruhm der Thätigkeit. Niemand wird ihm den streitig machen. Für Drohnen im Bienenstock ist kaum noch ein Raum, sie werden von den Arbeitsbienen abgethan oder schleppen ein elendes Dasein hin, sich selbst zur Last. Fleißig sein! die Mahnung tönt unsern Kindern täglich in die Ohren; dem Manne erklingt sie aus seinem Berufe, der Frau aus ihrem Hauswesen und ihrer Familie entgegen. Schau um dich! Du siehst allenthalben die Auslegung der heiligen Satzung für den Menschen: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Aber die Stärke unsrer Zeit ist ihre Schwäche. Der Gottesdienst des Schaffens ward zum Frohndienst. Das Volk kann nicht mehr stille sein vor dem Herrn. Die Arbeit ist ein Fieber geworden, und dies Fieber hat ihr Zeichen dem Geschlecht auf das Gesicht geschrieben und in seine Gestalt eingegraben: unstät und flüchtig! überarbeitet und überbürdet! Heilmittel sucht der Leidende. Vergnügt sein! Lustig um jeden Preis, zu jeder nur möglichen Zeit, mit allen Mitteln; einmal vergessen die Knechtschaft, entlaufen dem Joch, austreten aus der Reihe der nach dem „Glück" Jagenden; einmal lachen nach dem Grübeln, spielen nach dem Sichplagen, scherzen nach dem Rechnen! Doch der Antrieb dazu muß stark sein, immer stärker werden, um die abgespannten Sinne und Nerven anzureizen. Was Heilung bringen soll, wird wieder Krankheit: das ist auch ein Fieber, dies Jagen nach Vergnügen; wie erhitzen sich die Leidenschaften, wie plagt der Durst und läßt sich nicht stillen! Und doch giebt es beruhigende, stärkende Arznei: Stillesein vor dem Herrn. Du sollst den Feiertag heiligen! Da wird der Brunnen aufgethan, aus dem unser Volk lebendiges Wasser schöpfen soll, sich zu erquicken. Die Oase wird gezeigt, wo es im Schatten sich lagern soll und aus dem unerschöpflichen Quell trinken, um neue Kräfte zum weiteren Zug durch die Wüste nach Kanaan zu erlangen. Wer hilft es dahin führen? Wer weist ihm den Weg zu der Heilstätte, an der es sich verjüngen kann, daß es der Zeit Arbeit, Leid und Freud ohne Schaden zu ertragen vermag? Jeder, der selbst lernt stille sein vor dem Herrn.

Ein junger Mann bekleidete seit einiger Zeit sein erstes Amt. Rechter Ehrgeiz beseelte ihn; reiche Kenntnisse, die er fleißig mehrte, dienten ihm. Ueber alles die Pflicht! hieß sein Spruch. Keine Arbeit erschien ihm zu schwer. Er scheute auch keinen Streit wider Neid, Unverstand und Bosheit; der reizte ihn vielmehr und erhöhte seine Thatenlust. Aber es kam anders. Allmählich wurde er unzufrieden; denn was er erstrebte, erreichte er nicht, was er erlangte, genügte ihm nicht, womit er sich vergnügte, das erfreute ihn nicht, wo er sich überlegen glaubte, siegte er nicht. In sich zerrissen, mit der Welt um sich her zerfallen, mürrisch in seinem Wesen, bald an seiner Tüchtigkeit für seinen Beruf verzagend, bald im Eifer dafür sich überstürzend, seufzt er im Innersten: Nein, länger kann ich diesen Kampf nicht kämpfen, den Riesenkampf der Pflicht! Doch bäumt sich die edlere Natur in ihm auf gegen die Zumutung: Mach' es dir bequem! Thu, was du leicht kannst, und laß, was du nicht magst! Nein! ein elender Tagelöhner und Lohnarbeiter will er doch nicht werden trotz der Sorgen, die wie Spinnenfäden sein Gemüt umstricken. Da klagt er seine Not einem alten väterlichen Freunde. Der lächelt: Du mußt viel weniger thun, dann wirst du mehr thun und leichter tragen.

Wie das? Ich lese Dichtungen, betrachte Kunstwerke, treibe Musik, besuche Gesellschaften, schaffe mir Zerstreuung —

Ganz recht, aber nicht Sammlung. Setze dir täglich vor oder nach des Tages Last und Lust eine Zeit, wär's auch nur ein Viertelstündchen, wo du allein bist, ganz allein mit dir und — deinem Gott; treib alles, was dir anhängt und dich sonst beschäftigt, mit Gewalt von dir, lies ein Stück in deiner Bibel, ein Lied, ein Gebet, und lerne auch einmal stille sein.

Nach einiger Zeit traf der Alte den Jungen: Hilft das Mittel?

Vortrefflich. Tausend Dank für den Rat. Es wurde mir erst recht sauer, ihn zu befolgen, weil ich fürchtete, Zeit zu ver-

geuden. Jetzt kann ich meine stillen Stunden nicht missen. Da bin ich einmal mein eigner Herr. Mir ist, als stünd' ich auf Bergeshöh', atmete Bergesluft, fühlte Bergesfrieden, schaute Bergesaussicht, und dann geht's frisch zu Thal, lustig in die Arbeit, mutig in den Kampf, getrost in das Leid. Es läßt sich garnicht sagen, was dies Stillesein verleiht...

Thut auch nicht not, meinte der Alte, wenn man es nur erfährt...

Ja Stille, Sammlung, Einkehr! Tausende könnten's haben, aber sie gönnen sich's nicht. Tausende müssen's auch wohl entbehren in unserer harten Zeit: plagen sich von früh bis abends, sind Arbeitstiere geworden! Wie dort die Mutter, deren Kraft und Zeit gerade ausreichen möchte, der Kinder zu warten, und doch soll sie auch noch das tägliche Brot mit verdienen. Aber vielleicht ist sie im Herzen stiller als manche andere, die sich Ruhe gönnen mag, so viel sie will. Es ist der Triumph christlicher Frömmigkeit, daß man stille sein kann mitten in der Arbeit, auch mitten im Leid. „Bete und arbeite" — ein evangelischer Christ kann beides in einem. Der edle Theologe Richard Rothe führte den Spruch: „Ich sehne mich nicht nach Ruhe, sondern nach Stille." Aber wie sehr auch evangelischer Glaube die Arbeit verklärt, wenn er sie thut als einen Gottesdienst — ohne Feierabend und Feiertag geht es doch nicht, auch bei dem gefördertsten Christen: er hält's nicht aus. Und wenn's ihm versagt bliebe unter der Last besonders schweren Lebensverhängnisses, so wird er umso heißer nach der Stille des letzten Feierabends verlangen, den kein Erdentreiben uns verkümmern kann. Dann wird das Prophetenwort erst ganz Erfüllung finden: Alle Welt sei stille vor dem Herrn! C F

Parteitreiben in der Kirche

Unser Blatt hat kein ausführliches Programm aufgestellt. Grundsätzlich nicht. Es würde sich damit entweder in die Gefolgschaft einer der vorhandenen kirchlichen Parteien eingereiht oder die Parole zu einer neuen Parteibildung ausgegeben haben. Wir steckten uns das Ziel höher. Nicht unrichtig hat ein Freund es gelegentlich so ausgedrückt: Zweck des Blattes ist: „eine dem Parteigetriebe auf kirchlichem Gebiete gegenüber selbständige Kenntnis vom Christentum, von seiner Geschichte und von seinem Verhältnis zur heutigen Kultur, ihren Gütern, ihren Fehlern und ihren Aufgaben unter den Gebildeten zu verbreiten." Ein Programm ist das schließlich auch, aber ein Arbeitsprogramm, kein Parteiprogramm. Es handelt sich nicht darum, bestimmte rechtliche oder persönliche Veränderungen in der Verfassung und Einrichtung einer einzelnen Kirchengemeinschaft zu erzielen, wie beispielsweise die gleichzeitig begründete Deutsche Evangelische Kirchenzeitung ausdrücklich die Erringung einer größern Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche in Preußen im Sinne des Antrags Hammerstein auf ihre Fahne geschrieben hat. Vielmehr möchten wir unter den wechselnden, widerstreitenden Zeit- und Parteibestrebungen das, was vor allem immer wieder notthut: christliche Gesinnung, christlichen Ernst, christliche Freudigkeit, stärken und wecken.

Damit stellen wir uns eine Aufgabe, welche bei den bereits im kirchlichen Leben Thätigen nicht auf allgemeines Verständnis rechnen darf. Aus einem doppelten Grunde. Einmal werden sie uns entgegenhalten, daß es eine Anmaßung sei, diese Aufgabe als etwas Besonderes und Eigentümliches in Anspruch zu nehmen. „Wollen wir das nicht auch? Ist es nicht der tiefe Grund und das letzte Ziel auch unserer Arbeit, mag sie sich immerhin zunächst auf bestimmte praktische Punkte richten und auf dem Kampfplatze der kirchlichen Parteien ausgetragen werden?" Und nicht fern davon liegt der andere Vorhalt, den man uns nicht ersparen wird: „Ihr müßt doch auch zu den einzelnen kirchlichen Tagesfragen Stellung nehmen und Farbe bekennen, wenn anders ihr etwas mehr sein wollt als unpraktische Idealisten oder gar charakterlose, halbe Leute, Jaundneinsager, Vermittler, wo nichts zu vermitteln ist, heimliche Feinde nur des offenen Bekenntnisses zu der alleinigen, ewigen christlichen Wahrheit."

Farbe bekennen! So machte einst Solon jedem attischen Bürger bei Verlust seines Bürgerrechtes zur Pflicht, bei entstehendem Aufruhr oder Bürgerzwist Partei zu ergreifen. Weiser Solon, wie herzlich bewundern auch wir dich um dieses wahrhaft weise Gesetz! Aber dann würde gewiß niemand ihn zu bewundern wagen, wenn er den Bürgern Athens zur Pflicht gemacht hätte, in stetem Aufruhr und Parteizwist zu leben. Es ist ein großer Unterschied, ob die Frage die Parteien macht oder die Parteien die Frage.

Parteien werden sein, so lange Männer über dieselbe Sache verschiedener Ansicht sein dürfen und die Gesinnungsgenossen Trieb und Recht haben, ihre gemeinsame Ansicht vor der öffentlichen Meinung und am entscheidenden Orte gemeinsam zu vertreten. Parteibildungen können unter Umständen sogar ein gesundes Zeichen sein, nämlich ein Zeichen davon, daß Leben, Klarheit, Freimut, Interesse da ist. So hat man auch den Streit der Parteien und Richtungen innerhalb der evangelischen Kirchen oftmals als einen erfreulichen Beweis ihrer inneren Lebenskraft deuten zu dürfen geglaubt. Und wirklich: eine völlige Einheit der Ueberzeugungen wäre der Tod des Protestantismus. Aber das Parteitreiben kann eine solche Gestalt gewinnen, daß es nicht mehr der Ausdruck vorhandener freier Persönlichkeiten ist, sondern die selbständige Entscheidung und Haltung der Einzelnen unterdrückt. In unserm politischen Leben sind wir so weit gekommen: der Terrorismus der Fraktionspolitik macht im entlegensten Kreise wie im Reichstage selber eine freie, sachliche Abwickelung der öffentlichen Geschäfte unmöglich und unterbindet damit Wachstum und Wohlfahrt unsers deutschen Vaterlandes. Sollte das Parteiwesen innerhalb der Kirche derselben Höhe zustreben? Sollten wir bereits darauf angelangt sein?

Thatsache ist, daß das Parteitreiben auch im kirchlichen Leben eine Heftigkeit und Bitterkeit angenommen hat, welche kaum noch sehr wird übertroffen werden können. Zumal in der preußischen Landeskirche. Was uns eine Weile als Wagnis erschien, ob wir diese für das ganze evangelische Deutschland bestimmte Zeitschrift außerhalb Preußens ausgehen lassen könnten, das erwies sich bald als ein nicht zu unterschätzender Vorzug. Von allen Seiten und zumal aus Preußen selber gingen uns eben um deswillen die lebhaftesten Zustimmungserklärungen zu: Gut, daß Sie draußen sich rühren; in Preußen ist das kirchliche Parteiwesen gründlich verfahren und verdorben. Nun ist nichts natürlicher, als daß die größte evangelische Kirchengemeinschaft Deutschlands sehr verschiedene Geister umschließt und daß dieselben bei Gelegenheit recht unliebsam aufeinanderplatzen. Aber die Unfähigkeit, sich gegenseitig zu begreifen, die Fertigkeit, sich einander die schlechtesten Beweggründe unterzuschieben und die bösesten Konsequenzen zuzuschieben, die Eile und Geflissentlichkeit, eine Frage ohne freien, sachlichen Austausch durchzudrücken, die skrupellose Herübernahme der von den politischen Fraktionen wahrlich nicht zum Segen von Land und Reich beliebten Kampfesweise in Presse und Synoden, das offene Trachten nach ungehemmter Majoritätenherrschaft — das sind Zeichen davon, daß unser kirchliches Parteiwesen ein Parteitreiben geworden ist und die Schranken seiner sittlichen Berechtigung überschritten hat. Tausende von evangelischen Christen werden dadurch (im Sinne von Matth. 18, 6) geärgert, nicht wenige an Kirche und Christentum geradezu irre gemacht, und Ungezählte sehnen sich aus Liebe zur Kirche und ihrem Herrn Jesus Christus nach Wandel und Besserung.

Man braucht nur in unsere kirchlichen und kirchlich-politischen Zeitungen hineinzugreifen, so hat man die Beispiele zu Dutzenden. Ein besonders solennes haben uns die letzten Wochen gebracht. Die Leser der Kreuzzeitung und des Reichsboten wurden anfang Dezember durch eine Reihe polemischer Korrespondenzen, bez. Artikel überrascht, welche ihre Spitze gegen einen „Evangelischen Bund" richteten. Dieser Evangelische Bund wird den meisten Lesern bis dahin unbekannt gewesen sein; jetzt vernahmen sie auf einmal dringende Warnung, sich ja nicht zum Beitritt verleiten zu lassen. Was die öffentlichen Blätter bis dahin von dem fraglichen Unternehmen gebracht hatten, war nichts weiter als eine kurze Nachricht darüber, daß am 5. Oktober in Erfurt evangelische Männer verschiedenster Richtung zu

einer vertraulichen Beratung über die dermalige Lage der evangelischen Kirche Deutschlands vereinigt gewesen seien. Die der vertraulichen Beratung folgenden Schritte waren offenbar auch vertraulicher Natur: es mußte doch wohl den beteiligten Männern überlassen bleiben, zur genehmen Zeit mit ihren Plänen und Vorschlägen an die Oeffentlichkeit zu treten. Statt dessen fühlten jene zwei politischen Zeitungen sich berufen, Lärm zu schlagen und ein Unternehmen, das noch gar nicht zur Welt geboren war, zu begraben. Jeder mußte sich fragen: Was hat das zu bedeuten? War denn Gefahr im Verzuge? Sollte eine Ueberrumpelung stattfinden? Handelt es sich etwa um einen Geheimbund, dessen gefährliche Propaganda und gemeinschädliche Tendenz der patriotischen, bez. kirchlichen Presse rechtzeitige Enthüllung zur Pflicht macht?

Was war geschehen? Die Männer, welche die Erfurter Versammlung mit der vorläufigen Leitung der Angelegenheit betraut hatte, warben nach erhaltenem Auftrage um die Zustimmung und Beteiligung von Männern aller Richtungen in der evangelischen Christenheit Deutschlands. Besonders eifrig und ernstlich bemühten sie sich, Mitglieder der positiven Union und der konfessionell-lutherischen Partei in Preußen für das geplante Werk zu gewinnen; denn daß ohne sie der Evangelische Bund den gehegten Ideen nicht entsprechen könne, war in Erfurt einstimmige Ueberzeugung. Mitglieder der positiven Union nahmen an der Erfurter Versammlung und an dem provisorischen Komitee teil, ebenso konfessionelle Lutheraner, wenn auch nicht aus Altpreußen. Die vertraulichen Bemühungen des Komitees haben nun natürlich auch auf die Freunde und Leiter der Kreuzzeitung und des Reichsboten sich erstreckt. Mithin war für beide Blätter nichts leichter, als hinter das Geheimnis zu kommen. Niemand könnte nun den befragten Männern aus der Verweigerung ihrer Teilnahme einen Vorwurf machen, niemand auch der Kreuzzeitung oder dem Reichsboten aus ihrem Widerspruch gegen den Evangelischen Bund, sobald er einmal an die Oeffentlichkeit getreten war. Möchte einer das noch so sehr bedauern und betrauern, so wird er das Recht ihrer freien Stellungnahme den Männern wie den Preßorganen gern zugestehen. Aber der öffentliche Warnungsruf, womit jene die vertraulichen Zuschriften der Erfurter beantworteten, ist eines der schlimmsten Zeugnisse, welche sich das moderne kirchliche Parteitreiben ausgestellt hat.

Wer wurde denn gewarnt? Nicht das evangelische Volk — denn an dieses war noch keine Einladung ergangen; sondern jene ehrenwerten, zumeist in den angesehensten öffentlichen Stellungen bewährten Männer, deren Urteil und Einfluß die Erfurter durch sachliche Vorstellungen für ihren Plan zu gewinnen suchten. Unwillkürlich fragt man sich: Trauten jene Blätter ihren Gesinnungsgenossen nicht so viel eignes Urteil zu, daß sie ihnen eiligst zu Hilfe kommen mußten? Oder war es die Besorgnis um die „Fraktionsdisziplin", welche dazu trieb, möglichst schnell die Parole auszugeben? Oder liegt des Rätsels Schlüssel letztlich in der Personenfrage?

Um die Tragikomödie vollkommen zu machen, brachte von anderer Seite die Protestantische Kirchenzeitung unter dem 8. Dezember einen Aufsatz, worin es u. a. heißt: „Werfen wir einen Blick auf die öffentlichen (?) Kundgebungen der letzten Monate, so steht als ein erfreuliches Zeichen . . . die Erfurter Versammlung vom 5. Oktober im Vordergrunde. Möchte, nachdem es dem Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereine nur in beschränkter Weise gelungen ist, ein gemeinsames Arbeitsfeld herzustellen, das Bewußtsein der gemeinsamen Gefahr dazu beitragen, zwischen den Mittelparteien und den Kreisen der liberalen Theologie eine Verständigung zum Zwecke vereinter Abwehr herbeizuführen!"

Es war keine glückliche Stunde, als der Verfasser diesen Satz schrieb. Niemand hatte ihm aufgetragen, die öffentliche Meinung über den Evangelischen Bund aufzuklären; er selbst war in der Erfurter Versammlung nicht anwesend, und auch für ihn war alles, was dort und seitdem geschehen, vertraulich. Gleichwohl, da er als Freund auftritt, möchte man ihm seine übereilte Aeußerung verzeihen; aber nach guter Kenntnis müssen wir sagen: er hat die Absicht des fraglichen Unternehmens durchaus unrichtig gezeichnet.

Selbstverständlich war diese Aeußerung für Kreuzzeitung und Reichsboten gute Beute. Eine vollkommenere Entschuldigung hätte ihr Vorgehen nicht finden können. Und wenn nun der vielleicht bis zur Veröffentlichung gegenwärtiger Zeilen bereits erschienene Aufruf die authentischen Erklärungen bringen wird, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß diese für die Gegner nicht den Wert haben werden, wie die nicht nur indiskrete, sondern vollständig irreführende Bemerkung der Protestantischen Kirchenzeitung.

Wir haben es heute nicht mit dem Evangelischen Bunde, sondern allein mit dem bei dieser Gelegenheit sich so deutlich kennzeichnenden Parteitreiben zu thun. Inmitten dieses Treibens ein unparteiisches Urteil und eine freie Hand sich zu bewahren, ist schon für den Einzelnen schwierig genug, noch schwieriger für ein öffentliches Organ. Gleichwohl machen wir es uns zur Aufgabe und zur Pflicht. Wir wollen keiner Partei dienen, sondern der Kirche und dem Evangelium. Und wir wollen nicht Parteien bekämpfen, sondern das Parteiwesen, welches zum Parteiunwesen geworden ist. Damit verzichten wir freilich darauf, daß eine starke Strömung uns nach oben trägt; aber wir wissen uns dabei getragen von der Sehnsucht und den Gebeten vieler, denen es um ihre Kirche Ernst ist. Unser Standpunkt mag manchem naiv erscheinen, aber christlich ist er.

Da wir der Bildung und Thätigkeit von Parteien an sich nicht jedes Recht absprechen, so muß es möglich sein, für ihr Verhalten Grundsätze aufzustellen, die sie beobachten müssen, um nicht zum unerträglichen Uebel zu werden. Wir werden uns dem Verlangen nicht entziehen können, solche Grundsätze zu nennen und damit den Weg zur Heilung des gegenwärtigen Schadens zu zeigen. Davon ein andermal. *

Die evangelisch-lutherische Kirche in den russischen Ostseeprovinzen

Uebersicht: 1. Gründung. Innere Entwickelung. Gegenwärtiger Bestand — 2. Rechtsgrundlagen der evangelisch-lutherischen Kirche. Russische konfessionelle Gesetze — 3. Moskau und Wittenberg im Kampfe. Der „große offizielle Betrug" — 4. Eine Kirche unter dem Kreuze. Schlußbetrachtung

1. Gründung. Innere Entwickelung. Gegenwärtiger Bestand

„Den auserwählten lieben Freunden Gottes, allen Christen zu Righe, Revell und Tarbthe (Riga, Reval, Dorpat) in Liefland, meinen lieben Herren und Brüdern in Christo, Martin Luther, Eccl. Witt.,*) Gnad und Fried in Christo," dies die Ueberschrift eines Sendschreibens, welches Luther im August 1523 als Antwort auf einen Brief des Rigaischen Stadtschreibers Joh. Lohmoller ausgehen ließ. Dieser Stadtschreiber hatte im Auftrage des Rates von Riga und im Einverständnis mit dem livländischen Ordensheermeister von Plettenberg den Reformator dringend gebeten, die evangelische Bewegung in Livland durch eine Zusprache zu unterstützen. Luther that es in diesem herrlichen Sendschreiben, worin er zunächst seine Leser selig preist, daß sie „am Ende der Welt, gleichwie die Heiden (Apostelgesch. 13, 48), das heilsame Wort mit aller Lust empfingen, welches — sagt Luther — unsre Juden in diesem Jerusalem, ja Babylonien, nicht alleine verachten, sondern auch niemand gönnen zu hören." Er ermahnt sie sodann, die Gnade Gottes nicht vergeblich zu empfangen (2. Kor. 6, 1), hält ihnen die Summe aller Lehre vor, den Glauben an Christus und die Liebe zum Nächsten, sagt ihnen aber auch voraus, daß über sie Wölfe und Verführer kommen würden und daß, wenn sie an der reinen Lehre festhielten, Kreuz und Verfolgung nicht ausbleiben würden.

Ein weissagendes Wort, voll ernstester Bedeutung gerade für die Gegenwart! Denn die „auserwählten lieben Freunde Gottes in Livland," an welche der große Lehrer und Prophet deutscher Nation sein Sendschreiben richtete, sind eben die Vorfahren der lutherischen Glaubensgenossen, welche wir bis in die neueste Zeit, ja gerade in unsern Tagen am heftigsten, als Ver-

*) Ecclesiastes Wittenbergensis, d. i. Prediger zu Wittenberg.

treter des Protestantismus auf einem seiner äußersten Vorposten einen heißen Kampf für das Recht der evangelisch-lutherischen Kirche durchringen sehen, einen Kampf, welchem wir als evangelische Christen wie als Deutsche unsere innigste Teilnahme nicht versagen können.

Es ist ein uraltes deutsches Missions- und Kulturgebiet, welches die drei deutsch-russischen oder baltischen Schwesterprovinzen Kurland, Livland und Esthland darstellen. Gerade jetzt 1886 sind sieben Jahrhunderte verflossen, seitdem deutsche, meist niedersächsische Glaubensboten und Ansiedler jene Länder betraten. 1186 nämlich, zur Zeit Kaiser Friedrich Barbarossas, landete ein kühner Augustinermönch aus dem Kloster Segeberg bei Bremen, Meinhard mit Namen, begleitet von streitbaren Seefahrern und Kaufleuten, an der Mündung der Düna und gründete weiter stromauf die erste christliche Niederlassung, Ykeskola, später Uexküll genannt. Der Erfolg des ersten Wagnisses zog bald viele Genossen nach, so daß bereits 1201 der Domprobst Albert von Apeldern an die Gründung der später so reichen und mächtigen Stadt Riga und 1202 an die Stiftung eines streitbaren Ritterordens, der sogenannten „Schwertbrüder“, gehen konnte. Letztere verschmolzen 1238 mit dem mächtigeren „Deutschen Ritterorden“, welcher, aus Akkon in Palästina vertrieben, sein Ordenshaus erst nach Venedig, später aber nach der Marienburg verlegte. Die Ausbreitung des Christentums unter den heidnischen Ureinwohnern des Landes, den Liven, Kuren, Letten und Esthen, erfolgte teils durch freiwillige Bekehrung derselben, theils — und zwar den Widerstrebenden und Rückfälligen gegenüber — durch die Gewalt des Schwertes; es war ja die Zeit der Kreuzzüge, der gewaltsamen Bekämpfung der Ungläubigen, und längst hatte man auch innerhalb Deutschlands im Kampfe mit den Slawen an der Elbe, Oder und Weichsel die ideal-christlich, apostolisch zu nennende Art der Mission aufgegeben, wie sie so schön noch in jenen Glaubensboten sich darstellt, welche einst die „Insel der Heiligen“, Irland, samt England und Schottland in Männern wie Columban, St. Gallus u. a. nach dem südwestlichen Deutschland gesendet hatte. Heinrich der Lette (um 1217), als Geisel in die Hände der Deutschen gekommen und zum christlichen Priester erzogen, berichtet in seiner trefflichen lateinischen Chronik ganz offen, wie äußerlich oft von seinen Landsleuten die Bekehrung zum Christentum aufgefaßt wurde; so waren einst die „Sachsen“ — dies der Name der deutschen Eroberer im Munde des Volkes — mit vollen Segeln auf der Düna ins Meer hinausgefahren; da stürzen die Eingebornen in Haufen aus ihren Badstuben nackt heraus, tauchen im Wasser der Düna unter und rufen: „Hier im reinen Wasser unsers Stromes waschen wir das Wasser der Taufe ab, hier werfen wir den fremden Glauben von uns und senden ihn den fortsegelnden Sachsen nach!“ Doch umsonst; in einem fast hundertjährigen, auf beiden Seiten mit heldenmütiger Tapferkeit geführten Ringen wurden die Letten und Esthen, die Kuren und Liven von den eisengepanzerten Sachsen unterworfen, welche nun das ganze Land mit Ordensburgen und Städten, mit Stiftern und Klöstern besiedelten. Die Blätter baltischer Geschichte von 1300 bis zur Reformation sind, ganz ähnlich wie in Deutschland, von heftigen Kämpfen der Bischöfe, des Ritterordens und der Städte unter einander ausgefüllt; der mittelalterliche Gegensatz der Hohenstaufen und Welfen zog seine Kreise bis an jene fernen Gestade; politische und geistige Führerin der baltischen Städte war das reiche, mächtige Riga, 1260 hervorragendes Mitglied der Hansa und bei Beginn der Reformation der hauptsächlichste Herd der neuen Geistesbewegung.

Reformator Rigas ist Andreas Knöpken gewesen, von Küstrin gebürtig, Freund und Kollege Joh. Bugenhagens an der lateinischen Stadtschule zu Treptow in Pommern, welche damals berühmt war und von vielen jungen Leuten aus den baltischen Ländern, auch von Patriziersöhnen aus Riga, besucht wurde. Aus Treptow um der evangelischen Lehre willen vertrieben, ging Knöpken auf Melanchthons Rat 1521 nach Riga und wirkte dort als ein gelehrter und maßvoller Prediger der neuen Lehre; ihm stand zur Seite der feurige, mit großer Beredsamkeit begabte Jakob Sylvester Tegetmeier aus Hamburg. In kurzer Zeit verbreitete sich die Reformation trotz heftigen Widerstandes der römischen Geistlichkeit über sämtliche Gebiete des alten Ordensstaates, Kurland, Livland und Esthland. Eine schwarmgeistige, wiedertäuferische Bewegung, durch Melchior Hofmann, einen Kürschner aus Schwaben, 1524 in Dorpat angefacht, wurde bald durch Knöpkens überlegene geistige Macht unterdrückt und 1530 die erste Lutherische Agende und Kirchenordnung eingeführt; die beiden letzten Heermeister des Ritterordens, Walther von Plettenberg in Livland und Gotthard von Ketteler in Kurland, traten zur Lutherischen Kirche über; Riga, im Gefühle reichsstädtischer Freiheit, wurde 1538 Mitglied des Schmalkaldischen Bundes, und um die Zeit des Augsburger Religionsfriedens war das gesamte baltische Land ein durch und durch protestantisches Gebiet.

Mit freudiger Genugthuung muß es uns erfüllen, wenn wir sehen, wie sofort mit dem Einzug der Reformation die deutschen Beherrscher des Landes darauf bedacht waren, sich des religiösen Lebens der unterworfenen Letten und Esthen — die Kuren und Liven waren im Laufe der Zeit mit jenen bis auf geringe Ueberreste verschmolzen — fürsorglich anzunehmen. In dem ganzen Zeitraum vor der Reformation war von seiten der Kirche soviel wie nichts hierfür geschehen; unter einer dünnen Schicht katholisch-kirchlicher Formen wucherte das alte Heidentum vielfach fort. Mußte doch noch um 1680 gegen heimliche heidnische Opfer, an einsamen Strandorten oder in dichtem Urwald dargebracht, mit schweren Strafen vorgegangen werden. Aber wesentlich besser wurde es nach Einführung der Reformation; bald erschienen lettische und esthnische Uebersetzungen des Lutherschen Katechismus, der Psalmen und des Neuen Testaments; ja schon 1540 gab der erste lettische Lutherische Prediger Niklaus Ramm in Riga zum Gebrauch beim Gottesdienst eine geistliche Liedersammlung in lettischer Sprache heraus. Doch — die Frage ist erlaubt — warum germanisirte man nicht damals völlig die Letten und Esthen? warum gab man ihnen mit dem evangelischen Glauben nicht zugleich die deutsche Sprache? Noch jetzt wird oft in heftiger Weise dieser Vorwurf gegen die deutschen Ansiedler in den Ostseeprovinzen erhoben, und vom Standpunkt der Gegenwart aus ist es gewiß zu beklagen, daß die äußerst bildungsfähigen Letten und Esthen nicht damals völlig germanisirt wurden. Doch die Erklärung, warum dies nicht geschah, liegt sehr nahe: die Deutschen in den baltischen Ländern bildeten und bilden noch jetzt einen verschwindend kleinen Teil der Einwohnerschaft, ungefähr ein Neuntel; ihre Kolonie lag ferner zu weit vom Mutterlande entfernt, so daß es an einwandernden deutschen Bauern und Handwerkern fehlte, welche die eigentlichen Träger und Vermittler der Germanisirung hätten sein können, wie sie es thatsächlich in den einst slawischen Gebieten östlich der Elbe, Oder und Weichsel gewesen sind. Die baltischen Deutschen wohnten und wohnen außerdem, abgesehen von den Familien des Landadels und der evangelischen Geistlichkeit, vorwiegend nur in den Städten, und die lettischen und esthnischen Landleute haben sich bis zum heutigen Tage fast ganz unvermischt erhalten. Anders lagen die Verhältnisse z. B. in Ostpreußen, welches einst auch zum Ordenslande der Deutschen Ritter gehörte; dorthin zogen, da es dem Mutterlande viel näher lag, schon früh zahlreiche deutsche Bauern, und als nun Ostpreußen evangelisch geworden war, stellte man einfach deutsche Prediger an, deren Predigten aber sofort in der Kirche selbst durch besonders angestellte Dolmetscher, sogenannte „Tolken“, für die lithauisch sprechenden altpreußischen Bauern in deren Sprache übersetzt wurden; schon nach einigen Jahrzehnten wurden diese Dolmetscher überflüssig, die lithauischen Landleute hatten Deutsch gelernt. Da nun in den fernen baltischen Ländern Kurland, Livland und Esthland die Verhältnisse nicht so günstig lagen, begnügte man sich dort damit, den sogenannten „Undeutschen“ die religiösen Wahrheiten in ihrer Muttersprache zu überliefern; dies war, wenn auch nicht vom deutsch-nationalen, so doch vom kirchlichen Standpunkt aus völlig richtig, da auch die Lutherische Kirche einen ökumenischen, universalen, die natürlichen Grenzen der Völker und Sprachen überwindenden Charakter an sich trägt. Thatsächlich wurden durch die Reformation die Letten und Esthen geistig gegen früher weit gefördert und gehoben, ja, wenn auch nicht äußerlich, so doch innerlich germanisirt; die Jahrhunderte

lange Berührung mit der überlegenen deutschen Kulturwelt konnte gar nicht spurlos an den Letten und Esthen vorübergehen; längst haben sie sich in deutsche Rechts- und Lebensformen hineingelebt; fast ihre ganze Literatur, zumal die religiöse, besteht aus Uebersetzungen und Nachbildungen deutscher Geistesschöpfungen, und durch die evangelisch-lutherische Religion, zu welcher sich fast sämtliche Letten und Esthen bekennen, sind dieselben mit dem besten Teil ihres geistigen und sittlichen Lebens unserem Volke unauflöslich eng verbunden. Ja deutsche Gelehrte, baltische Theologen und Philologen waren es, die zuerst mit Begeisterung und Gelehrsamkeit die Pflege der lettischen und esthnischen Volkssprache wissenschaftlich betrieben, wozu besonders die lettische Sprache mit ihren überraschenden Anklängen an das uralte indische Sanskrit Anregung genug bot. Sehen wir ab von den unheilbaren Einflüssen, welche in neuerer Zeit die rohe und listige Propaganda der griechisch-orthodoxen russischen Staatskirche im Bunde mit den auch von Rußland aus inspirirten sogenannten Jung-Lettentum und Jung-Esthentum leider nur zu empfindlich ausgeübt hat, so dürfen wir die baltischen Letten und Esthen in ihrer weitaus größten Zahl als treue Glieder der evangelisch-lutherischen Kirche bezeichnen; ihren Gotteshäusern, die fast alle in trefflichem Zustande erhalten und oft durch die Freigebigkeit der deutschen Edelleute mit schönen Altargemälden, meistens von deutschen Meistern, geschmückt sind, fehlt es nicht an dem schönsten Schmuck einer Kirche: einer regelmäßig und zahlreich versammelten Gemeinde; Gottesdienste mit Kommunion, Taufen und Trauungen, von früh $\frac{1}{2}$10 bis nachmittags 2, ja 3 Uhr dauernd, wobei aber die ganze Gemeinde bis zuletzt versammelt bleibt, sind zumal in der Zeit nach der Ernte keine Seltenheit; wie ein Gruß aus der deutschen Heimat berührt es, die lieben alten Choräle unserer Kirche langsam und feierlich, wenngleich in fremder Zunge, doch in der trauten, bekannten Melodie durch die Hallen der Kirche vollstimmig brausen zu hören. Aber Bibel, Katechismus und Gesangbuch sind in den Ostseeprovinzen bei den Deutschen wie bei den Letten und Esthen nicht nur Kirchen- und Schul-, sondern auch wahrhafte Hausbücher; Hausandachten sind fast allgemeine Sitte im Edelhofe wie im Bauernhause; acht Tage lang bereiten sich die baltischen Hofesleute durch abendliche Andachten unter Leitung eines Aeltesten zur würdigen Feier des heil. Abendmahls vor; ist ein Glied der Familie gestorben, so werden bis zur Bestattung die Nächte hindurch am Sarge Wachen gehalten, wobei Lieder aus dem Gesangbuch ertönen. Da die Kinder auf dem Lande der weiten Entfernung wegen erst vom zwölften Jahre an und auch da nur während des Winters die Volksschule besuchen können, so haben die Eltern die wichtige Verpflichtung, für den ersten Unterricht in den Elementarkenntnissen und im Katechismus selbst besorgt zu sein, was dann die höchst lern- und leselustigen Letten unter steter Kontrole von seiten ihrer Pastoren gern und eifrig thun, sich selbst zu immer erneuter Anregung und Förderung. Ganz wie bei uns in Deutschland ist es der höchste Stolz der Landleute, wenn ein begabter Sohn Pastor oder Lehrer wird, und gern bringen sie dafür die größten Opfer; recht wohl wissen sie die Tüchtigkeit eines Pfarrers zu schätzen, und freuen sich, wenn sie von ihm in der naiven Weise eines echten Naturvolkes rühmen können: „Unser Pastor ist ein Mann wie eine Eiche, er ruft wie ein Stier und breitet Gottes Wort aus wie Dünger auf dem Felde,“ letztere Bezeichnung im Munde eines Ackerbau treibenden Volkes wohl zu verstehen im Sinne der *ὀρθοτομία τοῦ λόγου*, der „rechten Teilung des Wortes der Wahrheit,“ nach 2. Tim. 2, 15. Wie innig aber das baltische Landvolk durch die lutherische Kirche mit dem Fühlen und Denken der Deutschen verwachsen ist, davon wurde dem Schreiber dieses ein rührendes Zeugnis in der Grabinschrift, die er auf einem einsamen lettischen Friedhofe mitten im Walde auf dem Grabe der jung verstorbenen Frau eines Müllers fand; es war das ergreifende Abschiedswort unseres Joh. Heermann: „Ach Gott, ich muß in Traurigkeit mein Leben nun beschließen, dieweil der Tod von meiner Seit' so eilends hat gerissen mein treues Herz, der Tugend Schein; des muß ich jetzt beraubet sein; wer kann mein Elend wenden?“

Die evangelisch-lutherische Kirche in den Ostseeprovinzen hat aber nicht nur von der deutschen Mutterkirche viel geistiges Gut empfangen, sondern sie hat ihr auch manches gegeben; es sei nur hingewiesen auf die Leistungen der theologischen Fakultät der baltischen Universität Dorpat, auf Männer wie Sartorius, Kurtz, Keil, Philippi, Ullmann, Th. und A. Harnack, v. Oettingen, Mühlau, Volck, ferner auf Homileten wie Huhn und Walther, und gewiß verdienen auch die lieblichen Blüten geistlicher Dichtung, die auf baltischem Boden entsprossen sind, unsere wärmste, dankbare Beachtung, z. B. das Lied: „In Gottes Rat ergeben, verlass' ich gern die Welt, ich geh' zum bessern Leben, sobald es Ihm gefällt“ von Chr. Fr. Neander († 1802); oder: „Du meines Lebens Leben, du meines Todes Tod“ von Heinr. v. Bruiningk († 1772); oder: „Wenn ich vor meinen Schöpfer trete“ von Freifrau Elise v. d. Recke († 1833).

Nach allem Voranstehenden bieten die deutsch-russischen Ostseeprovinzen, ganz abgesehen von ihrem sonstigen deutschen Charakter, das erfreuliche Bild eines geistig belebten und wohlgeordneten evangelisch-lutherischen Kirchenwesens dar. Von der gesamten Zahl der Einwohner der drei Provinzen Kurland, Livland und Esthland an rund zwei Millionen bekennen sich zum Evangelium reichlich 80 Prozent = 1600000 (im ganzen russischen Reiche giebt es überhaupt einschl. Finnland und Polen $4\frac{1}{2}$ Millionen protestantische Einwohner). Von diesen ungefähr 1600000 lutherischen Einwohnern der Ostseeprovinzen sind rund 240000 Deutsche und die übrigen Letten oder Esthen; nationale Russen giebt es auf dem flachen Lande kaum zwei Prozent, in Riga und Reval freilich 17 Prozent der Gesamtbevölkerung. In Kurland zählen außerdem die Juden nach vielen Tausenden. Die Zahl der lutherischen Kirchen beträgt rund 600, die der lutherischen Geistlichen 328, in Kurland und Esthland kommen auf jeden Geistlichen durchschnittlich 4500 Seelen, in Livland dagegen 5900; zweifellos sind diese Durchschnittszahlen zu groß, zumal in Anbetracht des Umstandes, daß die baltischen Kirchspiele wegen der weit verstreut wohnenden Bevölkerung meist räumlich sehr ausgedehnt sind und zuweilen drei bis vier deutsche Quadratmeilen umfassen, so daß an die Arbeitskraft und Zeit der Geistlichen, die meist Filialen haben, fast übergroße Ansprüche gestellt werden. Immerhin haben wir Anlaß und Grund, auf diese fernen evangelisch-lutherischen Kirchengebiete stolz zu sein: — aber nun sträubt sich fast die Feder, es niederzuschreiben, was doch geschrieben, ja laut und schneidend in alle deutschen protestantischen Herzen hineingerufen werden muß: eben diesem blühenden und wohl gefügten protestantischen Kulturleben der baltischen Provinzen droht in unsern Tagen gewaltsame Vernichtung! Die teure evangelisch-lutherische Kirche erlebt jetzt dort eine Leidensgeschichte betrübendster Art, sie hat einen Kampf auf Leben und Tod zu führen gegen die furchtbar geschlossene, mit allen Mitteln rücksichtsloser Kirchen- und Staatsgewalt ausgerüstete Macht eines Volkes von 76 Millionen, eines Volkes, welches trotz äußeren Bildungsfirnisses noch auf einer tiefen Stufe der Entwicklung steht und in seinem eignen Staats- und Kirchenwesen teils unfertige, teils schon verrottete und verfaulte Zustände aufweist: der Russen.

Um diesen traurigen, fast tragisch zu nennenden Kampf zu verstehen, ist es nötig, den Faden der geschichtlichen Erzählung wieder da aufzunehmen, wo wir ihn vor der Schilderung der gegenwärtigen Verhältnisse fallen ließen. Was der große Reformator in jenem Sendschreiben „an die auserwählten lieben Freunde Gottes in Livland“ vorausgesagt, traf leider bald ein: Kreuz und Verfolgung kam über die lutherische Kirche der baltischen Lande schon im Jahrhundert der Reformation.

R—t

Etwas über Wagnerkultus und Pessimismus

Die erste Nummer dieser Zeitschrift brachte nach einem anderen Blatte die Nachricht von einer schier unglaublichen Blasphemie, die begeisterte Verehrer Richard Wagners sich gestatteten, da sie auf die Schleife eines im Bayreuther Festspielhause aufbewahrten Kranzes die Widmung setzen ließen: „Ruhe sanft, du Gott!“ Aber sie hat die Geschichte nicht zu Ende erzählt.

Und doch ist das Ende so bezeichnend, daß es den Lesern nicht vorenthalten werden darf. Als nämlich jene Notiz zuerst in der Täglichen Rundschau erschien, erfolgte alsbald eine entrüstete „Berichtigung.“ So trivial hätten sich die Kranzspender durchaus nicht ausgedrückt, sondern in viel tiefsinnigerer Weise habe die Inschrift des betreffenden Ehepaars gelautet: „Ruhe, ruhe, du Gott!“ Und wenn der gewöhnliche Sterbliche sich nun vergebens fragt, worin eigentlich der Unterschied zwischen diesen beiden Worten liege und ob sie nicht beide die gleiche Lästerung Gottes enthalten, so wird ihm von dem echten Wagnerenthusiasten zur Antwort, daß es in dieser Sache überhaupt eine Gotteslästerung nicht gäbe, denn diesem Meister gehörten die höchsten Ehren. Nun weiß ich nicht, ob es zur Bildung gehört, daß man alles das liest und kennen lernt, was zum Preise Richard Wagners heute gesagt und gedruckt wird; aber für manchen mag es doch heilsam sein, einen tieferen Blick in diese enthusiastische Vergötterung zu werfen, schon um zu erfahren, wie weit der Taumel in Menschenverehrung bei denen gehen kann, die mit der schlichten Gottesverehrung längst gebrochen haben. Und ich denke, die vernünftigen Verehrer Wagnerscher Kunst werden einen kleinen Ausflug in dieses gewöhnlichen Christenmenschen so fremde Gebiet uns nicht übel deuten.

Da liegt vor mir das Büchlein eines Herrn Max Seiling, betitelt: „Perlen der pessimistischen Weltanschauung, in Meisterwerken der Literatur gefunden.“ So unbedeutend an und für sich auch dieses kleine Sammelwerk ist, es ist doch ein interessanter Beitrag zum Wagnerkultus und dem damit Hand in Hand gehenden Pessimismus. Wie wirs darin so herrlich weit gebracht, geht leuchtend aus diesen Blättern hervor.

Richard Wagner wird darin gepriesen als „der deutscheste aller deutschen Männer, die uns Heil gebracht, da er noch nie gesehene und gehörte Wunder der Kunst“ hervorgezaubert. Nun, das nennt man schon den Mund recht hübsch vollnehmen. Aber es kommt noch besser. Jedes Menschen Zweck und Ziel besteht nach Seilings Ansicht in seiner Vergeistigung, d. h. darin, daß er sein Streben hinweg von eitlen irdischen Gütern auf die idealen, geistigen lenkt. Nun, das läßt sich hören. Aber weiter: die große Frage unserer Fortdauer nach dem Tode dreht sich gänzlich und notwendigerweise um die Frage der Geistigkeit. „Es kommt nicht allein darauf an, daß ein Mensch moralisch gut genug ist, damit sein Fortleben auf höheren Daseinsstufen zuläßig sei, sondern daß er auf diesen fortleben kann, d. h. daß er die unvergänglichen Teile seiner Natur in sich wach gerufen und sich dadurch zum Fortleben befähigt hat. Falls nicht, so ist er am Ende seiner Laufbahn angelangt.“ Zu Deutsch: nicht dein religiös-sittliches Leben befähigt dich zur Unsterblichkeit, sondern deine Kenntnisse, die Bildung deines Geistes. Wer also in Verhältnissen aufwächst, die ihm eine derartige Ausbildung seiner Geisteskräfte nicht gestatten, dessen Dasein hört mit dem Tode einfach auf. Unser Heiland hat freilich nicht groß Gewicht auf diese Vergeistigung gelegt, sondern hat die geistlich Armen selig gepriesen und den reinen Herzen das Schauen Gottes verheißen.

Und nun vollends, worin besteht eigentlich diese moderne Vergeistigung? Man höre folgendes und staune: „Um nur an einem großen Beispiele zu zeigen, wie wenig es uns zur Zeit noch um Vergeistigung zu thun ist,“ macht Seiling darauf aufmerksam, daß 42 Prozent der Mitglieder des Allgemeinen Richard-Wagner-Vereins dem Auslande angehören, und daß 40 deutsche Städte (diese ehrenwerten Städte werden aufgeführt) mit mehr als 20 000 Einwohnern gar kein Mitglied aufweisen! „Welchem Edlen fehlten hier nicht die Worte, um seiner Entrüstung Ausdruck zu geben?“ Ja wer fühlte die Entrüstung des Edlen nicht mit!

Es gehört wirklich wenig Bosheit dazu, um aus den Erörterungen Seilings folgenden prächtigen Schluß zu ziehen: Die Menschen sind nicht unsterblich, sondern sie werden es durch Vergeistigung; Vergeistigung eignet man sich an, wenn man Mitglied des Wagnervereins wird; wer also unsterblich werden will, der trete dem Wagnerverein bei! Ist das nicht hübsch? Aber freilich, wenn es einem gelüsten sollte, sich etwa nicht im höheren Tone über den neuen „Gott“ auszusprechen, dann greift Seiling mit einem mitleidigen Lächeln über den unreinen Thoren „zu den entsprechenden Stellen seines Büchleins und findet es schließlich ganz natürlich, daß, je erhabener eine Sache ist, sie der Menge umso unverständlicher bleiben muß.“

Aber lassen wir den Schwärmer bei seinem Troste. Vernehmen wir sein Büchlein noch über das, was es uns vom modernen Pessimismus lehrt. Da hat uns der pessimistische Perlenfischer zunächst selbst über sein Sammelwerk etwas zu sagen, nämlich daß wir hier in Fällen besonderen Mangels an Muße „konzentrirte Weisheit bequem zur Hand haben.“ Es sind also 700 Perlen, wollte sagen pessimistische Zitate, Denksprüche und Sentenzen aus allen möglichen „Meisterwerken der Literatur.“ Unter pessimistischen Stellen aber versteht Seiling solche, „die sich auf eine der drei Hauptformen des Uebels in der Welt beziehen, also auf das Leiden, die moralische Schlechtigkeit und die Unvollkommenheit des Intellekts.“ Du meinst nun vielleicht, lieber Leser, das müßte einen recht trostlosen Eindruck machen, so 700 klagende Wörtlein lesen zu müssen. Damit zeigst du aber wieder nur deinen irdischen Sinn, denn dem richtigen Pessimisten verschafft das Blättern in diesem Buche vielmehr „jenen höchsten, erlösenden Genuß, wie ihn allein die intuitive Erkenntnis der Wahrheit zu gewähren vermag.“ Und darum schließt der Sammler dann seine Vorrede mit der freundlichen Einladung: „So möge sich denn der Leser in das Meer der Betrübnis versenken um der kostbaren Perlen willen.“ Daß diese Perlen wirklich kostbar seien, behauptet der Sammler wiederholt; hat er sie doch aus den „Meisterwerken der Literatur“ geschöpft, und obendrein versichert er noch ausdrücklich: „daß der Leser wirklich nur Gutes, ja das Allerbeste findet, dafür bürgen die Namen der Autoren.“ Wohlan, so gerüstet versenken wir uns in dieses unergründlich tiefe Meer! Wir schlagen das Buch auf, um „höchsten erlösenden Genuß“ zu empfinden. Da — was steht Nr. 274?

Es kann einer Jus und Theologie
Und Medizin und Astronomie,
Botanik und Chemie betreiben
Und doch dabei ein Esel bleiben.

Ah — welcher Autor hat wohl in seinem „Meisterwerk der Literatur“ diese wirklich kostbare Perle der pessimistischen Weltanschauung geschaffen? Seiling verrät uns seine Quelle: die Fliegenden Blätter! Glaube aber niemand, daß das Scherz sei; nein, im vollsten Ernst kramt der Perlenmann solche und ähnliche geistreiche Sentenzen aus dem bekannten Witzblatte aus. Freilich, der Meister, d. h. Richard Wagner, hat einmal die Fliegenden Blätter „trefflich“ genannt, und das genügt; nun muß jeder ehrliche Wagnerianer dieses Blatt als tiefsten Quell für „intuitive Erkenntnis der Wahrheit“ verehren. Wir versenken uns weiter in das trübe Meer und fördern noch zwei besonders kostbare Perlen zu Tage:

Nr. 384: Kein weiser Mann hat je geheiratet. (Swift.)
Nr. 61: Das moderne Christentum ist in der That die Religion der Lumpe. (Edm. v. Hagen — auch ein Klassiker!)

Diese kleine Auslese genügt schon zur Charakteristik.

Die Sache hat aber noch eine andere, ernste Seite. Der Sammler Seiling giebt auch eine Menge Zitate aus Goethe, Schiller, Shakespeare u. a., besonders viele aber aus der heil. Schrift. Z. B. Nr. 3: Alle Menschen sind Lügner (Ps. 116, 11); Nr. 39: Das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf (1 Mos. 8, 21); Nr. 80: Denn ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleisch, wohnt nichts Gutes (Röm. 7, 8); Nr. 131: Der Tag des Todes ist besser denn der Tag der Geburt (Pred. Sal. 7, 2) u. a. m.

Damit wird also die heil. Schrift zum Meisterwerk der pessimistischen Literatur erhoben (oder erniedrigt) — und das ist es, wogegen wir Verwahrung einlegen möchten. Wenn der Verfasser pessimistische Stellen solche nennt, die sich auf eine der drei Hauptformen des Uebels in der Welt beziehen: Leiden, Sünde, Irrtümer, nun, er hätte wahrlich siebenzigmal siebenhundert solche Worte in den Klassikern finden können, und die Bibel allein hätte ihm viel mehr geboten, als in seinem Buche Raum gehabt hätten. Aber wer giebt ihm denn das Recht, daraus zu schließen, „daß Schopenhauer hinsichtlich seines Pessi-

mismus sich mit den hervorragendsten Geistern in Uebereinstimmung befindet"? Eine nette Logik das! Weil in der Bibel trauernde Worte des Leides über Sünde, Trübsal und Thorheit stehen, darum sind die heiligen Männer Gottes in Uebereinstimmung mit Schopenhauer gewesen!

Der moderne Pessimist setzt sich hin und blättert mit höchstem erlösenden Genuß in einem Buche, das 700 Stellen der Trauer und des Unmuts enthält und in dem nicht ein einziger tröstender Ton angeschlagen wird. Was ist das aber für ein hochmütiger, kaltherziger Genuß, der sich mit Wonne in alle Schmerzen der Welt vertieft, um schließlich nichts zu thun, als die Achsel zu zucken und — recht vergnügt weiter zu leben. Das nennt man dann erhabene Wahrheit und Gott weiß wie noch, und es ist nichts als eine klägliche Renommisterei ohne Gemüt und Gewissen. Vom sichern Port aus läßt sichs gar gemächlich räsonniren über den Lauf der Welt und den niedriggesinnten Pöbel. Aber die heil. Schrift hat ihre Stellen des Leides und der Trauer wahrlich nicht als pessimistische Perlen gemeint, sondern sie hat für die Uebel auch den Trost; für die Irrtümer bietet sie Wahrheit; für die Sünde mahnt sie zur Buße und verheißt sie Gnade. Wirklich eine große Kunst, über die Schlechtigkeit dieser Welt, über die Verderbtheit der Menschen zu klagen vom Schreibtische her, ohne auch nur eine Regung der Reue über die eigene Schuld zu zeigen, ohne auch nur eine Minute daran zu denken, ob man nichts dazu thun könne, solche Leiden aus der Welt zu tilgen — und zwar zuerst an sich selbst. Es ist ein feiges, faules Ding, dieser Pessimismus unserer Tage. Es gehört weiter nichts dazu, als über die drei Hauptformen des Uebels zu schimpfen und zu schelten und dieses ganze Leben mit Worten zu verachten — aber sich aufzuraffen in freudigem Wirken, das wird nicht verlangt. Sie thun, als wäre es Wunder wie schwer, sich in ihr tiefes Meer zu versenken. Schwer ist es, als Christ den rechten Pessimismus zu besitzen, der auch glaubt, daß die Welt das Arge und Finstere liebt, der aber deshalb nicht verzweifelt und sich einschläfern läßt von Liedern der Trauer, sondern der zugleich auch im rechten Optimismus an das Heilmittel für alle Schäden dieser Welt glaubt. Alle solche Parteinamen und Moderichtungen sind Einseitigkeiten, die da wechseln mit den Geschlechtern und Zeiten. Der Christ soll über der Mode stehen und die halben Wahrheiten der verschiedenen Lebensansichten in sich zur rechten, ganzen Wahrheit vereinigen. Also auch die Wahrheiten des Pessimismus und Optimismus. Beides soll er sein: ein Pessimist, dem gesagt ist, „thue Buße," und ein Optimist, von dem gefordert wird, „glaube an das Evangelium."

R B

Verschiedenes

(Konfessionsbestand in Preußen) Von der ortsanwesenden Bevölkerung Preußens waren dem Religionsbekenntnisse nach bei der Volkszählung am 1. Dezember 1885 laut der Statistischen Korrespondenz ermittelt: 18 243 587 (64,42 Proz. gegen 65,28 Proz. 1871) evangelisch und 9 621 624 (33,97 Proz. gegen 33.51 Proz. 1871) katholisch, darunter 1437 griechisch-katholisch oder russisch-orthodox; 83 020 (0,30 Proz.) gehörten zu den sonstigen Christen; 366 543 (1,30 Proz.) waren Juden, 155 Bekenner andrer Religionen; bei 3529 Personen fehlte die Angabe oder war unbestimmt. Von den 5 225 884 schulpflichtigen Kindern waren 3 326 931 evangelisch, 1 819 238 römisch-katholisch, 15 407 waren griechisch-katholisch oder gehörten zu den sonstigen Christen, und 64 308 waren jüdisch. Von je 1000 Personen standen demnach im schulpflichtigen Alter: bei den Evangelischen 182,4, bei den Römisch-katholischen 189,1, bei den griechisch-katholischen und sonstigen Christen 178,3 und bei den Juden 175,5. Auch bezüglich der Verteilung nach dem Geschlechte macht sich ein Unterschied zwischen den Bekenntnisgruppen bemerklich; denn unter je 1000 Personen befanden sich bei den Evangelischen 489,2, bei den Katholiken 493,2, bei den sonstigen Christen 481,8, bei den Juden 492,1 und bei den Bekennern andrer Religionen (Mohammedaner, Buddhisten u. s. w.) sogar 877,4 Männer. Nach der in die Zählkarten eingetragenen nähern Angabe des Religionsbekenntnisses befanden sich unter den 18 243 587 Evangelischen 2 480 171 Lutheraner und 378 275 Reformirte. Unter den 83 020 „sonstigen" Christen waren 4712 Herrnhuter, 23 022 gehörten zur Apostolischen Kirche; 22 728 waren Baptisten, 13 948 Mennoniten, 3321 Methodisten, Quäker, Presbyterianer; 1372 gehörten der englischen Hochkirche an, und 23 918 hatten sich als Dissidenten, Freigemeindler, Christkatholiken, Mormonen rc. bezeichnet. Die Zahl der Angehörigen der Apostolischen Kirche (Irvingianer) ist, wie die Stat. Korresp. bemerkt, wahrscheinlich beträchtlich größer, als oben angegeben, da sich ein Teil der betreffenden Personen bei der Volkszählung als „evangelisch" zu betrachten pflegt. Die Zahl der Altkatholiken ist gar nicht zu ersehen.

(Ludwig II. an Döllinger) Professor von Schulte in Bonn hat in seinem neuesten Werke „Der Altkatholizismus" zwei Briefe des verstorbenen Königs Ludwig von Baiern an Döllinger veröffentlicht, worin derselbe seine klare Meinung über das Unfehlbarkeitsdogma und die unter den deutschen Katholiken dagegen erwachte Bewegung ausspricht. Es sind beides Geburtstagsbriefe, der erste vom 28. Februar 1870, der zweite von demselben Tage des Jahres 1871. Der erste lautet: „Ich hoffe zu Gott, er möge Ihnen noch viele Jahre in ungetrübter Frische des Geistes und der Gesundheit des Körpers verleihen, auf daß Sie den zu Ehren der Religion und Wissenschaft übernommenen Kampf zu wahrer Wohlthat der Kirche und des Staates glorreich zu Ende führen können. Ermüden Sie nicht in diesem so ernsten und folgenschweren Kampfe, und mögen Sie stets von dem Bewußtsein getragen werden, daß Millionen vertrauensvoll zu Ihnen als Vorkämpfer und Hort der Wahrheit emporschauen und der sicheren Hoffnung sich hingeben, es werde Ihnen und Ihren unerschrockenen Mitstreitern gelingen, die jesuitischen Umtriebe zu Schanden zu machen und dadurch den Sieg des Lichtes über die menschliche Bosheit und Finsternis zu erringen. Das walte Gott, und darum will ich ihn bitten aus Grund der Seele." Der zweite Brief, vom 28. Februar 1871, lautet: „Gleich dem Lande bin ich stolz, Sie den unserigen nennen zu können und hege die frohe Zuversicht, daß Sie, wie bisher, als Zierde der Wissenschaft und in erprobter Anhänglichkeit des Thrones noch lange Ihr ruhmreiches Wirken zum Besten des Staates und der Kirche bethätigen werden. Kaum habe ich nötig hervorzuheben, wie hoch mich Ihre so entschiedene Haltung in der Unfehlbarkeitsfrage erfreut. Sehr peinlich berührt mich dagegen, daß Abt Haneberg seiner innern richtigen Ueberzeugung zum Trotz sich blindlings unterworfen hat. Er thut es, wie ich vermuten darf, aus »Demut«. Dies ist meiner Ansicht nach eine sehr falsch verstandene Demut; es ist eine niedrige Heuchelei, offiziell sich zu unterwerfen und nach außen eine andere Ueberzeugung zur Schau zu tragen als jene, von welcher das Innere erfüllt ist. Ich freue mich, daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht habe; und ich habe es immer gesagt, daß Sie mein Bossuet, er dagegen mein Fénélon ist. Jammervoll und mitleiderregend ist die Haltung des Erzbischofs (Scherr von München), der sobald schon in seinem Elan nachließ; sein Fleisch ist eben stark und sein Geist ist schwach, wie er aus Versehen einst selber in einem seiner Hirtenbriefe verkündet hat. Sonderbare Ironie des Zufalls! Stolz bin ich dagegen auf Sie, wahrer Fels der Kirche, nach welchem die im Sinne des Stifters unser heiligen Religion lebenden Katholiken in unerschütterlichem Vertrauen und hoher Verehrung blicken dürfen. Ich versichere Sie rc." — Hierzu wird der Nat.-Z. geschrieben: „Die in der Presse veröffentlichten Briefe König Ludwigs II. von Baiern an Professor von Döllinger und die in denselben enthaltenen Aeußerungen des Königs über seine Stellung zum Unfehlbarkeitsdogma wurden von der Germania zuerst für Zeichen der damals schon beginnenden geistigen Umnachtung des unglücklichen Monarchen ausgegeben. Sehr bald aber fand das ultramontane Blatt es zweckmäßiger, den König als damals noch zurechnungsfähig zu behandeln, weil inzwischen der klerikale Bayr. Cour. den Nachweis zu führen versucht hatte, daß jene Briefe zwar die Unterschrift des Königs trugen, aber nichts weniger als der Ausdruck seiner religiösen Ueberzeugung gewesen seien. Dieser durch nichts erwiesenen, wohl aber durch andere Thatsachen direkt widerlegten Behauptung gegenüber sind wir in der Lage, auf Grund authentischer Mitteilungen versichern zu können, daß jene Briefe nicht bloß die Unterschrift des Königs tragen, sondern, wie übrigens Herr von Schulte in seinem Werke: „Der Altkatholizismus" S. 336 auch ausdrücklich bemerkt hat, ganz eigenhändig vom ersten bis zum letzten Worte vom König selbst verfaßte Schriftstücke sind; ja selbst die von Herrn von Schulte eingesehenen Briefumschläge trugen die von des Königs Hand geschriebene Adresse. Der Versuch der ultramontanen Presse, in der öffentlichen Meinung die irrtümliche Vorstellung zu erwecken, als ob diese Briefe vom Könige blos unterschrieben worden seien, und als handle es sich um die Arbeit eines andern, der etwa in schwacher Stunde dem Könige die Unterschrift entlockt hätte, erweist sich dadurch als ein vergeblicher Kniff. Ueberdies hat der König auch anderweitig kein Hehl aus seiner Stellung zum Unfehlbarkeitsdogma gemacht. Als einer der ersten Hofbeamten des Königs, der sich noch jetzt an hervorragender Stelle im diplomatischen Dienste Baierns befindet, eine öffentliche Erklärung gegen die neuen vatikanischen Dogmen abzugeben im Begriff stand — es war die erste derartige Kundgebung in München —, zeigte er dieselbe vorher dem Könige mit der Frage, ob seine dienstliche Stellung der Veröffentlichung seines Namens unter einer solchen Erklärung vielleicht im Wege stünde, worauf ihm der König antwortete: „Nein, wenn ich nicht König wäre, würde ich sie selbst unterzeichnen."

(Abbé und Freimaurer) Es ist seiner Zeit viel bestritten worden, ob Franz Lißt Freimaurer war und ob er auch nach seiner Priesterweihe dem Bunde angehörte. Die Kontroverse dürfte nach den authentischen Daten, welche der nachfolgende Nekrolog eines Freimaurerblattes enthält, endgiltig abgeschlossen sein. Dasselbe schreibt: Entwallt zum ewigen Osten ist am 31. Juli d. J. in Bayreuth einer der genialsten Künstler und Männer dieses Jahrhunderts, der ein würdiges Glied unseres Weltbundes war und sich während seines ganzen Lebens auch als solches durch seine maurerischen Thaten bewährte. Es ist dies Bruder Franz Lißt, dem wir hier einen Akazienzweig auf das Grab legen. Millionen und Millionen hat Lißt in seiner Siegeslaufbahn verdient — für andere. Seine Kunst, seine Zeit, sein Leben gab er denen hin, die darauf Anspruch machten; so pilgerte er, eine lebendige Verkörperung des St.

Simonismus, dem er sich einst zugewendet, durchs Dasein. Bruder Franz Lißt ist im Jahre 1841 zu Frankfurt a. M. in der Loge zur Einigkeit durch Georg Kloß in den Freimaurerbund aufgenommen. Als Bürge finden wir den Komponisten W. Ch. Speyer verzeichnet. Der Rezeption wohnte Felix von Lichnowsky bei. Seine Beförderung in den zweiten Grad erhielt er in einer Berliner Loge, während er im Jahre 1870 als Mitglied der Loge zur Einigkeit in Budapest zum Meister erhoben wurde. Seit 1845 war er auch Ehrenmitglied der L. Modestia cum Libertate im O. Zürich. Wenn es einen Freimaurer gegeben hat, der sich rühmen konnte, bei Pius IX. und Leo XIII. gut angeschrieben zu sein, so war es Bruder Franz Lißt, der im Jahre 1865 in Rom Abbé wurde.

(Römischer Beitrag zur Gustav-Adolf-Feier) Durch verschiedene katholische Blätter lief im November folgender Artikel: „Lützen, 8. Nov. Vorgestern fand hier wieder der schmähliche Auszug zum Schwedenstein statt, d. h. das Fest an der Stelle, wo der Verwüster Deutschlands, Gustav Adolf, am 6. November 1632 in der Schlacht fiel. Schulklassen, Geistlichkeit, Stadtbehörde, Glockengeläute, Gottesdienst mit Predigt des Superintendenten Klapproth auf den »Kämpfer Gottes: denn er stand im Glauben, und getrieben von der Liebe ist er gefallen in seliger Hoffnung,« dahinter schwedische Nationalhymne! Es ist doch zum Erbarmen, wie die Deutschen sich selbst ins Gesicht schlagen. Haben denn die protestantischen Blätter gar kein Gefühl dafür, daß diese ganze Gustav-Adolferei ein riesenhafter Schwindel ist?“

(Mittel gegen die Militärpflicht) Als der Abgeordnete Huene vom Zentrum den Antrag auf Befreiung der Geistlichen vom Militärdienst einbrachte, kannte er offenbar das Mittel nicht, welches ein vom 2. Mai 1869 datirtes Zirkular des Klosters vom Guten Hirten zu Chalet im Departement Maine et Loire den gläubigen Katholiken gegen die Dienstpflicht als bewährt empfiehlt. Dasselbe versichert, daß das Herz-Jesu-Skapulier gegen die Cholera schütze und erfahrungsmäßig unzählige Krankheiten heile: Lähmungen, Blutflüsse, Krebsgeschwüre 2c. Dann heißt es weiter: „Eine fromme Christin, welche schon eine Enkelin hat, die sichtlich von dem heiligen Herzen in besondere Affektion genommen ist, hat sich des Skapuliers der Mutter dieses Mädchens bedient, um ihren Jüngsten vor dem Unheil zu bewahren, bei der letzten Aushebung konskribirt zu werden. Sie band ihm das Skapulier um den rechten Arm, weil er mit diesem das Loos ziehen werde, und sagte dabei, starkmütig im Glauben: er werde eine der letzten Nummern herausgreifen. Und er zog die — allerletzte. Noch an demselben Tage kam sie zu uns (sie wohnt ein paar Stunden entfernt), um uns an ihrer Freude Teil zu geben und uns zu bitten, uns mit ihr im Dankgebet für diese göttliche Wohlthat zu vereinigen.“

(Petition gegen die Militärfreiheit der Theologen) Die evangelischen Geistlichen fangen an, sich gegen das Geschenk der Befreiung von der allgemeinen Dienstpflicht, welches das Zentrum dem Stande der Theologen zugedacht hat, zu wahren. Die Gothaer Stadtgeistlichkeit hat schnell entschlossen folgende Petition in Umlauf gesetzt: „Hoher Reichstag! In der Sitzung der Militärkommission des Hohen Reichstags vom 17. Dezember 1886 ist als § 4 folgender von der Zentrumspartei gestellter Antrag mit 19 gegen 9 Stimmen angenommen worden: — (Folgt der bereits in Nr. 2 d. Bl. mitgeteilte Wortlaut des Antrags.) — Die ehrerbietigst unterzeichneten evangelischen Theologen richten die dringende Bitte an den Hohen Reichstag: diesem Antrag — wenigstens soweit es sich um evangelische Theologen handelt — seine Zustimmung versagen zu wollen, 1. weil sie in den gegenwärtigen Verhältnissen der evangelischen Kirche nicht entfernt einen zwingenden praktischen Anlaß sehen, zu der früheren Ausnahmemaßregel zurückzukehren; 2. weil sie ein Privilegium für ihren Stand ablehnen, wo von dem ganzen Volke Opfer für das Vaterland gefordert werden; 3. weil sie in dieser Befreiung der Theologen von der allgemeinen Militärpflicht, welche eine segensreiche Schule aller Volksklassen und um ihres hohen Zweckes willen gerade in ihrer Allgemeinheit von dem höchsten sittlichen Wert, ja der Stolz und die Ehre unseres Vaterlandes ist, — überhaupt kein Privilegium sehen, sondern eine Beeinträchtigung, Schädigung, ja Zurücksetzung ihres Standes empfinden. Sie sind sich nicht bewußt, wodurch der evangelische Theologenstand, dessen Mitglieder 1870/71 zahlreich und begeistert, und damals aus freiem patriotischen Antrieb, in den Krieg zogen, diese Maßregel verdient haben sollte, nach welcher aus ihm selber, soviel wir sehen, nirgends Verlangen kundgegeben ist. Wenn aber derselbe wider seinen eigenen Wunsch lediglich deswegen den Pflichten gegen das Vaterland entzogen werden soll, weil auf katholischer Seite für den Klerus diese Befreiung von der allgemeinen Wehrpflicht gewünscht wird, so müssen wir dagegen als gegen eine Beleidigung des Theologenstandes protestiren.“.

Um das Stimmungsbild zu vervollständigen, sei hierzu ein Stück aus einem freilich nicht zur Veröffentlichung bestimmten Briefe beigefügt: „Was die Sache anlangt, so bin ich nicht bange, daß es zu der Befreiung wirklich kommen könnte. So weit ist unsere studentische Jugend noch nicht herunter, daß sie nach einem »Privilegium« verlangte, welches sie mit Zuchthäuslern und anderen anrüchigen Subjekten zu teilen hätte — denn diese genießen auch »Befreiung«. Die ganze Sache wird aber erst dadurch so bodenlos gemein, daß sie gerade jetzt bei der Gefahr des Vaterlandes vom Zentrum zu einem Handelsartikel gemacht wird. Und weil man doch die Ausnahmestellung scheut, so soll in diesem Falle die »Schwesterkirche« auch ihren Brocken abbekommen. Gott behüte uns vor allen Segnungen, die von dorther kommen. Das fehlte noch, daß auch unsere evangelischen jungen Theologen wie geächtet unter ihren Kommilitonen umherlaufen sollten. Wenn ich diese Schmach um jeden Preis abwenden möchte, so habe ich dazu noch andere als allgemeine patriotische Gründe in Gestalt von sechs Söhnen, die, so Gott will, einer nach dem andern Soldat werden sollen.“ — Der Herausgeber erklärt sich mit Vergnügen bereit, Unterschriften zu obiger Petition entgegenzunehmen und an die Veranstalter zu befördern.

(Ehejubiläums-Medaille) Der Kaiser und die Kaiserin haben eine Ehejubiläums-Medaille gestiftet, welche an würdige, einer Unterstützung nicht bedürftige Ehepaare in Preußen und in den Reichslanden zur Erinnerung an die Feier ihrer goldenen oder diamantenen Hochzeit verliehen wird. Die Medaille, in Silber geschlagen, trägt auf der einen Seite die Bildnisse des Kaisers und der Kaiserin, auf der andern Seite den Bibelspruch: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet. Röm. 12, 12.“ An Angehörige außerpreußischer Staaten Deutschlands, mit Ausnahme der Reichslande Elsaß-Lothringen und der Freien Städte, wird die Medaille der Regel nach nicht gewährt. Die Medaille soll nur solchen Ehepaaren zu Teil werden, welche sich stets durch einen sittlich reinen, friedlich frommen Wandel ausgezeichnet und sonach in einer über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Weise durch ihr eheliches Leben, wie auch durch ihren häuslichen, wirtschaftlichen Sinn vor andern sich besonders hervorgethan haben, so daß sie durch eine solche musterhafte Führung als ein Vorbild in der Gemeinde betrachtet werden können. Eine Berücksichtigung solcher Ehepaare, deren Jubelfeier bereits stattgefunden hat, ist ausgeschlossen.

(Zur Eidesfrage) Von dem Bestreben geleitet, das Seinige zu thun, um der tief betrübenden Zunahme der Meineide entgegenzuwirken, hat sich das hannoversche Landeskonsistorium vor einiger Zeit an den Präsidenten des Oberlandesgerichts in Celle mit dem Ansuchen gewandt, daß bei den Meineidsverwarnungen stets ein Geistlicher zugezogen werden möge. Die Antwort ist zwar wohlwollend gehalten gewesen, hat jedoch leider ablehnend gelautet, da der Gewährung des Gesuches die geltenden gesetzlichen Bestimmungen entgegenstünden. Daß dem so ist, muß tief beklagt werden. Denn es ist eine Thatsache, daß zu der Zeit, wo die Verwarnung vor dem Meineide noch in den Händen der Geistlichkeit gelegen hat, es vielfach dem betreffenden Geistlichen gelungen ist, durch sein Wort und den Ernst seiner Mahnung die Gewissen zu rühren und eine schwere Sünde zu verhüten. Es wäre daher dringend zu wünschen, wenn mit allem Nachdrucke eine Abänderung der gesetzlichen Bestimmungen angestrebt würde, die der Thätigkeit der Geistlichen bei der Meineidsverwarnung entgegenstehen. — Mit Recht bemerkt hierzu der Reichsbote: Wenn unsere Eidespraxis nicht geändert, die Menge der Eide nicht beschränkt und die Eidesablegung nicht nach der Aussage gelegt wird — so wird der Ernst des Eides und die Scheu vor der Heiligkeit desselben so abgeschwächt, daß nichts mehr imstande sein wird, die Heiligkeit des Eides zu retten.

(Zur Probebibel) Die Gesellschaft für deutsche Philologie zu Berlin faßte in ihrer jüngsten Sitzung ihre Ansicht über die sprachliche Seite der Bibelrevision (Probebibel) in folgende Sätze zusammen: 1. Luthers Bibel als Denkmal der deutschen Sprache ist unantastbar und muß als solches in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten bleiben. Es ist daher wünschenswert, daß recht bald eine kritische Ausgabe nach Luthers Ausgabe letzter Hand mit den Varianten früherer für einen mäßigen Preis hergestellt werde. 2. Luthers Bibel ist aber nicht nur ein Sprachdenkmal vergangener Zeit, sondern auch ein deutsches Volksbuch der Gegenwart. Es ist daher dafür zu sorgen, daß es allen Deutschen verständlich bleibe. 3. Da wir Luthers Uebersetzung für unübertroffen an Kraft, Fülle und Volkstümlichkeit des Ausdrucks und Vortrages halten, so wollen wir dieselbe nicht aufgeben, halten aber für notwendig, alles sprachlich Unverständliche zu beseitigen. 4. Demgemäß können wir uns mit der sprachlichen Behandlung der Probebibel nicht einverstanden erklären, weil eine große Anzahl von heute unverständlichen Archaismen u. s. w. beibehalten oder sogar in den verbreiteten, schon verbesserten Bibeltext wieder aufgenommen ist.

(Die Bergpredigt als Prachtwerk) Der k. k. Hofbuchhändler Dieter in Salzburg will „eine lange gehegte Lieblingsidee“ ausführen und „Die Bergpredigt unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi (Ev. Matth. Kap. 5—7) nach Dr. M. Luthers Uebersetzung“ in einer Prachtausgabe mit Schwabacher Lettern auf Kupferdruckpapier (hergestellt in der Offizin von Drugulin in Leipzig) in schönem, würdigem Kalikoband mit Goldschnitt herausgeben. Der Titel ist besonders schön mit Umrahmung nach Art der Miniaturen in Blau, Gold und Rot ausgeführt. Die Initialen sind rot und mit Verzierungen gedruckt, die Anfangsbuchstaben der Kapitel blau mit roter Verzierung versehen. Jede Seite ist mit roten Leisten eingefaßt und jede Zeile rot unterstrichen. Das Buch bietet sich in der That in würdiger und edler Erscheinung dar. „Es gilt mir,“ sagt der Verleger, „auf dem mit Goldschnitt-Nichtigkeiten überladenen deutschen Büchertisch ein Plätzlein für das Wort des Herrn zu erobern, das unserer Zeit so überaus notthut.“ Der Preis ist 6 Mark 50 Pf. Th Lbl

(Jubelfeier des lettischen Katechismus) Am 10./22. Dezember v. J. wurde zu Riga in der hauptsächlich von Pastoren Livlands und Kurlands besuchten Jahressitzung der lettisch-lithauischen Gesellschaft das dreihundertjährige Jubiläum der lettischen Literatur begangen. Es ist nämlich im Jahre 1586 als erstes Druckwerk in lettischer Sprache der Kleine Katechismus Luthers herausgegeben worden.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach (Sachsen)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig